

In Konstantza werden Menschen erschossen

Mircea Tuglea (Konstantza)

Übersetzung aus dem Rumänischen: Michael Astner

Gewinnerbeitrag des Wettbewerbs "Grenzüberschreitung. Das Europa von morgen" anlässlich der letzten Herder-Preis-Verleihung in Wien im Mai 2006.

Mir war, als sei ich schlichtweg durchs Fenster geworfen worden, so wie ich in einem Zugabteil zweiter Klasse, eingetaucht in die Schwüle jenes Abends, unbeholfen und weinend in den Armen einer älteren Dame lag. Dieser Ort, an dem ich gelandet war, nachdem man mich von Arm zu Arm durchs Abteifenster gereicht hatte, war durch das allgemeine Gedränge geradewegs furchteinflößend geworden. Fast konnte ich nicht mehr zwischen Menschen und Gepäckstücken unterscheiden. Währenddessen suchten meine Eltern sich durch all das Volk, das „ans Meer“ fuhr und inklusive den Gang füllte, einen Weg zu mir hin zu bahnen, damals, an jenem Augustabend vor fast dreißig Jahren. Wahrscheinlich aber war der Ferienaufenthalt in Mangalia dann doch nicht so furchtbar, wo ich doch auf einem damals geschossenen Foto verlegen hinter meinen ersten Locken hervorlächle, irgendwo auf einer Terrasse, dahinter man das Meer erblickt (genauer gesagt, man sieht es zwischen meinen Beinen, denn im Alter von zwei Jahren hatte ich, wie meine Eltern nie vergessen mir zu versichern, ziemlich O-Beine). Aber die Erinnerung an jenes Gefühl totaler Verlassenheit im heißen Gedränge des Zuges, als ich auf meine Eltern wartete, die dann eine Weile später wieder bei mir waren (was jedoch nichts nutzte, kam mir doch diese Weile wie eine Ewigkeit vor) und eigentlich nichts anderes bezweckt hatten, als mich vor dem Slalom zwischen all den Menschen und Gepäckstücken auf dem Gang zu bewahren – jene Erinnerung ist nicht nur eine der ersten, die in meinem Gedächtnis haften blieb, sondern scheint mir auch jene, wodurch ich den Augenblick meines In-die-Welt-Geworfen-Werdens festhalte, irgendwie also den Moment meiner „Geburt“. Da ich keine Erinnerungen an meine eigentliche Geburt haben kann, hat mein Gedächtnis womöglich im Alleingang ein Ereignis ausgewählt, dieses Durchs-Fenster-Hinausgeworfen-Werden (auch wenn das „Hinaus“ sich im Innern des Zugabteils befand), das meine „Geburt“ zu verbildlichen hatte, meinen Transfer aus den Armen der Eltern in den Strom der Menschen, die alle davon träumten, „ans Meer“ zu flüchten. Aber bitte schön, für mich bedeutete das Meer auch später einen Ort der Flucht und der Verirrung – ich erinnere mich etwa daran, wie ich bei meinem letzten Aufenthalt am Meer, bevor wir nach Konstantza umzogen, einen ganzen Tag lang am Strand herumirrte, oder von den Meereswellen, in denen ich alleine versuchte,

schwimmen zu lernen, hunderte Meter von dem Ort weggetragen wurde, an dem meine Mutter auf mich wartete. Als ich aus dem Wasser stieg, erkannte ich weder das Hotel, vor dem wir unser Badetuch ausgebreitet hatten, noch die Menschen oder die Sonnenschirme drum herum, und lief den ganzen Tag lang über den riesigen Strand von Mamaia, ohne zu wissen, dass Mama mich bereits bei Radio Vacantza als vermisst gemeldet hatte, und Stunde für Stunde wurde in einer Durchsage dazu aufgerufen, nach mir zu suchen, eine Durchsage, die sowohl von den Leuten im Badeort, aus den am Strand installierten Lautsprechern, als auch überall im Land gehört wurde, wo man die Ferien über Radio Vacantza empfangen konnte. (So wurde ich bereits damals, könnte man sagen, zu einer Angelegenheit von nationalem Interesse!)

Mein Weinen in jenem Zugabteil und die komplizierte Beziehung zur Außenwelt sollten später auch in anderer Weise neu belegt werden. Ich erinnere mich etwa daran, dass wir in einem meiner ersten Schuljahre mal als Hausaufgabe herausfinden sollten, womit denn die Form Rumäniens auf der Landkarte verglichen werden könnte. Im Lehrbuch war unser Land leicht schief abgebildet, mit Siebenbürgen etwas höher liegend, und rings um die Dobrudscha wand sich ein rotes Band. Die Lehrerin hatte uns gesagt, dass Rumänien in dieser Stellung einem großen Blumenstrauß ähnelt (einem, den man Ceauşescu, dem Conducator, schenkt?), woraus ich schlussfolgerte, dass das Schwarze Meer dann die Vase sein musste, in dem dieser Strauß steckt. Allein, ich weiß nicht warum, mir schien das Schwarze Meer keineswegs einer Vase zu ähneln, dazu kam, dass auf der Landkarte, die wir zu Hause hatten, die Kreise Rumäniens unterschiedliche Farben hatten, einige waren in dunkleren Farben abgebildet, etwa in Braun oder Blau, und diese Farben verhalfen mir auch nicht dazu, an einen Blumenstrauß zu denken. Die Form des Landes erinnerte eher schon an einen Fisch, mit dem Schwanz (dies wäre dann die Dobrudscha gewesen) noch ins Meer hängend und mit den bunten Kreisen gleich Schuppen im Licht aufleuchtend. Ein Fisch, der, wie ich in noch unsicherer Schrift für die Lehrerin ins Heft schrieb, kaum aus dem Wasser draußen, sich auf dem Trockenen hin und her windet und zurück ins Meer möchte. Ich glaube nicht, dass sie mein Vergleich sehr begeistert hat, bezweifle gleichzeitig aber auch, dass sie aus meinem kleinen Aufsatz all das herausgelesen hat, was ich heute tue, nachdem ich über den „Rückzug aus der Geschichte“ als nationales Kennzeichen der Rumänen gelesen habe. Auf jeden Fall weiß ich, dass meine damaligen Zeilen keinerlei Intuition in Sachen rumänische Eigenart belegen (auch wenn dies, nicht wahr, genial gewesen wäre: welch Frühreife, mit acht oder neun wie Cioran oder Eliade zu schreiben!). Dies war nichts als eine persönliche Haltung, vielleicht auch eine gewisse Zurückhaltung oder gar, bei gewissen Gelegenheiten (vor allem den offiziellen), das physisch

nachempfundene Gefühl, mich nicht an dem mir entsprechenden Ort zu befinden, mich auf dem Trockenen zu „winden“ – Gelegenheiten, bei denen ich ins Stottern gerate, schwitze, mir vor- kommt, als hingen die Kleider auf mir wie auf einem Kleiderständer und ich wollte, mit einem Wort, ich könnte zurück ins „Wasser“. Der Schlaf und die Träume sind mein „schwarzes Meer“, und im weiteren Sinne, in dem Maße, in dem in ihnen denn geträumt wird, sind's auch die Bücher. Aber die Außenwelt, egal, wie bedrohlich sie auch sein mag, kann auch angenehme Formen annehmen. Ich erinnere mich, wie in nur ein paar Stunden in meinem Heimatstädtchen die Nachricht die Runde machte, dass es in der Konditorei chinesische Bonbons gibt, woraufhin die Konditorei sich im Nu aus einem recht öden Ort in einen sehr belebten verwandelte – auch wenn ich dort keine Schlangen sah, wie dies bei anderen Läden der Fall war, wo man mitunter eine ganze Nacht lang anstehen konnte. Oder mir fällt auch ein, wie mein Vater, Militäroffizier, heimkehrte, nachdem er an die Nordgrenze entsandt worden war, für den Fall einer sowjetischen Intervention in Polen. Was er mir von dort mitbrachte, führte dazu, dass mir die Polen auf Lebzeit sympathisch wurden – ganze Schachteln voller Kaugummipackungen, schön verpackt, mit großen Schmetterlingen auf grünem oder rosa Hintergrund, wovon ich wochen-, wenn nicht gar monatelang aß. Es war Winter, ich war in der dritten oder vierten Klasse, ich weiß es nicht mehr genau, und ich wärmte mich zusammen mit einer Kollegin am Ofen des Klassenraums, mit der ich das Kaugummi teilte – ohne zu wissen, hatten mir die Polen praktisch meine erste Freundin beschert! Das nenne ich Solidarität! Ich glaube, allein diese Erinnerung lässt mich leichter die Tatsache ertragen, dass ich seit etlichen Monaten, seit mein Janineum Stipendium läuft, in einem Appartement lebe, in dem fast ausschließlich Polnisch gesprochen wird, obwohl wir in Österreich sind. Ich lese deutsch, englisch und französisch, spreche deutsch und englisch, höre Polnisch und schreibe rumänisch. Kein Wunder, dass mir nichts gelingt. Dann ist da noch ein Ukrainer, Oleksandr, wahrscheinlich derjenige, mit dem ich am meisten geplaudert habe, nachts, bei einem Glas Wein, der mich unweigerlich an den Tag erinnert, an dem ich zum ersten Mal den Namen des Landes hörte, aus dem er kommt. Bis dahin hatte ich Null Ahnung, dass die große UdSSR, die auf meiner Landkarte etwa ein Drittel der Grenze mit Rumänien einnahm, aus mehreren Staaten besteht, ja, mehr noch, dass in einem davon Rumänisch gesprochen wird. Ich glaube, ich wusste eigentlich gar nicht genau, was denn UdSSR bedeutet, obschon ich dies wohl gehört hatte, bloß war dies zum einen Ohr rein und zum anderen wieder raus gegangen. Bis zu dem Tag, als ein Fernsehsprecher (vielleicht gar derselbe, der einige Jahre später, im Dezember 89, die Ausrufung des Notstands und den Selbstmord des Verteidigungsministers verkünden sollte) uns mit strenger

Stimme und vom Bildschirm wohlversteckt mitteilte, dass es in der Nacht vom..., um ... Uhr, im Atomkraftwerk von Tschernobyl, in der Sowjetrepublik Ukraine, einen Unfall gegeben habe. Ich weiß nicht, ob es nicht überhaupt das erste Mal war, dass im Fernsehen oder in der Presse gesondert der Name dieser Republik (oder einer anderen) genannt wurde, so, als wollte man irgendwie die lokale von der sowjetischen Verantwortung abgrenzen. Damals, noch bevor ich die Ernsthaftigkeit des Unfalls realisierte, schoss mir die Tatsache durch den Kopf, dass die UdSSR etwas ist, das aus gesonderten Staaten besteht, die miteinander verbunden sind, weil sie alle „sowjetisch“ sind, so wie Rumänien, zum Beispiel, „sozialistisch“, (Ost)Deutschland „demokratisch“ und Bulgarien eine „Volksrepublik“ war. Wären sie auch „sowjetisch“ gewesen, dann hätten sie, nicht wahr, auch zur UdSSR gehören müssen. Aber vorläufig waren sie verschieden, etwas Anderes – fast möchte ich sagen, dass Tschernobyl mich darauf „stolz“ machte, anders und nicht sowjetisch zu sein. Was die „Ernsthaftigkeit des Unfalls“ betrifft, ich habe diese nie richtig wahrgenommen – ich wusste, dass wir das Obst sehr gut waschen müssen, dass wir unsere Hände waschen müssen, das war aber dann auch schon ziemlich alles, und die Eltern hatten uns dies ja auch vorher schon genug eingebläut. Ansonsten spazierten wir etwa durch den Park des moldauischen Städtchens und taten so, als sähen wir plötzlich eine „Strahlung“: „Schau mal, eine Strahlung!“, „Mann, ist die aber groß!“, „Achtung, sie kommt auf uns zu!“, „Hast du das gesehen? Die hätte mich fast getroffen! Zum Glück bin ich ihr rechtzeitig ausgewichen!“ Das war es ungefähr, was mir von Tschernobyl in Erinnerung geblieben ist – was ich nicht weiß, ist, wie viel davon in unseren Körpern haften blieb.

Es gab dann sicherlich noch die Briefmarken oder Zeitschriften. Nicht bloß Briefmarken in den Umschlägen von Romfilatelia, die größtenteils rumänische waren, nicht bloß Briefmarken aus China oder aus der UdSSR (drauf stand CCCP), sondern auch manche aus exotischen Ländern wie zum Beispiel von den Bahamas oder den Mauritius Inseln. Von den Briefmarken erfuhr ich, wenn mich nichts täuscht, zum ersten Mal, dass der Mensch auf dem Mond gelandet war (ich blieb dieser Zukunfts-„Erwartung“ treu, indem ich dann die Zeitschrift „Știință și tehnică“ las, in der voller Optimismus davon die Rede war, dass 1990 die erste Expedition zum Mars stattfinden würde, dann die Science-Fiction-Sammlungen – aber das ist schon wieder eine andere Geschichte). Durch die voller Leidenschaft getätigten Tauschaktionen mit gleichaltrigen Freunden (auch jetzt noch erinnere ich mich an Dănuț, der eine fabelhafte Sammlung besaß, aus der es mir äußerst schwer gelang, etwas loszueisen) kam ich zu rumänischen Briefmarken aus der Zeit vor der Ausrufung zur Republik, und mit dieser Gelegenheit erfuhr ich überrascht, dass unser Land nicht immer „Republica Socialistă România“ geheißen hatte – ich wusste bereits, desgleichen von den

Briefmarken, dass der Name davor „Republica Populară Română“ (oder „Romîna“) war, aber niemals hatte ich auch nur daran gedacht, dass das Land ehemals ganz schlicht und einfach Rumänien geheißen hatte. Genauso überrascht erfuhr ich später dann, als ich eine der ersten Sendungen von Free Europe hörte, dass Rumänien mal ein Königsreich war, dass der König noch lebte und Botschaften ans Land richtete. An wen bloß? fragte ich mich, denn wenn ich (oder andere gleich mir, mit ausradiertem Bewusstsein) das Ergebnis der vier Jahrzehnte Kommunismus war, hieß das doch, dass der „König“ in diesem Land niemanden mehr hatte, an den er sich wenden konnte. (Mich ausgenommen, der ich sein einziger Zuhörer war!) Wie dem auch sei, diese meine Leidenschaft für Briefmarken, die ich mir zum Teil von meinem Bruder geliehen hatte, ließ mich in Katalogen herumsuchen, die Fehler schätzen – wo doch in der Philatelie die wertvollsten Exemplare genau jene sind, die aus der Reihe tanzen –; ich suchte in jeder Kreishauptstadt, in die ich gelangte, den Romfilatelia-Laden und kam mir letztendlich reich vor, wo ich doch durch ein Zusammenspiel von Zufällen der Besitzer einer der berühmten „Cap de bour“-Briefmarken (von fabelhaftem Wert) geworden war. Wahrlich, man kann alles anstellen mit dieser Philatelie. Aber nur in der Einbildung.

Und dann die Zeitschriften! Angefangen mit den russischen Kinderzeitschriften, mit denen man auch kleine blaue Schallplatten mitbekam, darauf, schätzte ich, Musik war (ich hab's nie erfahren, weil wir keinen Plattenspieler besaßen), dann „Cutezătorii“, mit ihren Comics am Ende, das Einzige, was ich gerne las, auch wenn ich mich stets wunderte, dass in diesen Comics letztendlich immer die Daker als Sieger hervorgingen, und das in einer Weise, als ob sie, wollten sie dies wirklich, die Römer postwendend zurück zu ihrer Wölfin hätten schicken können. Dann kamen die bereits erwähnten Ausgaben von „Știință și tehnică“, deren Beiträge zwar einen faden Schreibstil an den Tag legten, dafür aber von so spektakulären Themen handelten – etwa von der Geburt des Universums oder von den Supernovas – dass einem regelrecht das Wasser im Mund zusammenlief. Es gab dann auch noch andere Zeitschriften, die in anderer Weise dazu führten, dass einem das Wasser im Mund zusammenlief, bis wir aber solche unter die Augen bekommen sollten, hatten wir Gelegenheit, uns an den französischen Comicszeitschriften satt zu sehen, wovon ab und zu mal ein zerfleddertes Exemplar mit seinem blonden Rahan in unsere Hände geriet. Die westlichen Zeitschriften stellten aber nicht nur für uns Kinder ein Vergleichsmoment dar, das allem widersprach, was die offizielle Propaganda behauptete, sondern auch für die Erwachsenen. Sie (vor allem die Frauen) wählten ihre Kleidung in Anlehnung an die deutschen Modezeitschriften und nahmen den Neckermann als Vorbild für ihre Inneneinrichtungen – heute noch gibt es in Rumänien den Ausdruck, jemand hat ein Haus/kleidet sich „wie im Neckermann“, dies sozusagen

als das absolute Vergleichsmoment. Die Pornozeitschriften wiederum waren fast Raritäten, kaum dass ich ein oder zwei Exemplare davon zu Gesicht bekommen habe. Es war dabei irgendwie etwas Glorreiches, Zugang zu ihnen zu haben, und zwar so sehr, dass es unter meinen Freunden welche gab, die damit angaben, bereits im Kindergarten Pornozeitschriften „gelesen“ zu haben – was dann die Grundlage für allerhand unglaubliche Geschichten vorschulischer Liebe abgab. Das Fehlen dieser Zeitschriften fand jedoch rapide Ersatz im Auftauchen der Videogeräte, und in deren Schlepptau gelangten eine Menge Filme ins Land, davon die Mehrheit schlecht waren, die aber kleinen Unternehmern Gelegenheit boten, nachtsüber allerlei private Partys zu organisieren (welche der Diktator dann auch prompt verurteilte, berühmt dafür ist sein Ausspruch: „Das muss aufhören, mit all diesen Videus da!“). Es war ein soziales Phänomen geworden, fast eine Art Fieber, das auch uns ergriffen hatte, und oftmals verbrachten wir eine ganze Nacht damit, uns zig Filme rein zu ziehen, welche wir dann instinktiv einteilten in „Prügel-“, „Liebesfilme“ und so fort. Genau genommen habe ich damals keinen richtigen Pornofilm gesehen, uns reichte es schon, wenn wir eine Titte erblickten, um uns einzubilden, es sei alles gesagt worden (so war es auch mit dem ersten – gewagteren – sowjetischen Film, „Vera“, der nach 1990 bei uns gezeigt wurde und den viele skandalös fanden) – erst einige Jahre nach der Revolution ging ich mit zwei Kumpeln in ein Café, wo man „echte“ Pornos zeigte, und als wir da wieder herauskamen, konnten wir vor Scham einander nicht mehr anblicken. Und trotzdem sind wir bis zum Schluss geblieben – wir waren zwanzig und keiner von uns beiden hatte jemals gesehen, ja, sich bis dahin wohl nicht einmal vorgestellt, wie vielfältig Sex sein kann.

Inzwischen gab es im rumänischen Fernsehen zunehmend weniger zu sehen. Es wurden keine neuen Filme mehr gesendet, sondern bloß ältere, mit geändertem Titel, das tägliche Programm war auf zwei Stunden geschrumpft, und unsere Lieblingssendungen, die am Sonntag liefen, etwa die „Kaskadeure des Lachens“ oder die Zeichentrickfilme (da wurde dann die gesamte Familie, egal wo sie sich aufhielt, lauthals informiert: „Die Kaskadeure des Lachens beginnen!“), wurden gekürzt oder mitunter schlicht und einfach aus dem Programm genommen, ohne jede Erklärung. Die Fußballmatches der Nationalmannschaft oder jene der Vereinsmannschaften in den Europapokalspielen bildeten die einzige Ausnahme, die aber auch nicht immer galt – etwa das Spiel zwischen Steaua Bukarest und River Plate Buenos Aires um den Intercontinental Cup wurde im Fernsehen nicht übertragen (ich war damals überzeugt davon – und mit mir wohl viele andere auch -, dass, hätten diese unverschämten Verantwortlichen das Match gezeigt, Steaua als Sieger hervorgegangen wäre). Es gab dann total komische Szenen, wie etwa jene, wo man versuchte, das russische Fernsehen zu empfangen, um die live gesendeten Fußballweltmeisterschaftsspiele zu

verfolgen, und dies vermittels einer „Waschschüssel“, welche ein Mann auf dem Balkon hin und her wendete, während ein zweiter im Wohnzimmer die Einstellungsknöpfe des Fernsehers betätigte, um von Zeit zu Zeit Dinge auszurufen wie: „Halt! Beweg dich nicht! Etwas mehr nach rechts! Jetzt!“ Paradoxerweise war eine der lebendigsten Fernsehsendungen jene zur Außenpolitik, und dies gerade weil sie so schlecht und subjektiv daherkam: In ihr wurden in heftigem Ton etwa Armut und Arbeitslosigkeit in den kapitalistischen Ländern beschrieben. Dies war aber für uns, die wir schon seit langem an eine gewissermaßen verkehrte Rhetorik gewöhnt waren, eine gute Gelegenheit, Schlussfolgerungen zu ziehen, die sich von denen, die uns die Staatspropaganda einbläuen wollte, völlig unterschieden. Eine böse ausgestoßene Frage der Fernsehsprecherin, etwa: „Wie kann man denn von der Überlegenheit der kapitalistischen Welt reden, wenn dort die Arbeitslosigkeit unentwegt ansteigt?“, bedeutete praktisch, dass die Dinge nicht ganz so einfach waren, wie wir sie kannten, dass die „sozialistische“ Gesellschaft nicht die einzige ist, dies in erster Linie, und dass es gar gut möglich ist, dass sie nicht „die beste“ ist, wo doch die „kapitalistische“ von sich dasselbe behauptet. Es war letztendlich eine sehr gute Gelegenheit, indirekt vom Gang der Welt zu erfahren, und in dem Maße, in dem sich dieser Gang beschleunigte, musste die Propaganda rapide auf zunehmend vielfältigere Herausforderungen reagieren, was dazu führte, dass zwischen den Zeilen oftmals erstklassige Informationen durchrutschten. Auf diese Weise erfuhr ich zum Beispiel aus einer Ausgabe der Zeitschrift „Magazin istoric“ aus dem Jahr 1989 von einer Rede König Michaels, die mir auf Free Europe entgangen war und in der es um den bevorstehenden Zusammenbruch des kommunistischen Systems (einschließlich) in Rumänien ging – etwas, das damals, jetzt weiß ich’s, für niemanden schwer vorzusehen gewesen wäre. Aus dem Zeitschriftentext, der übrigens sehr aggressiv beleidigend war, konnte man fast Wort für Wort erraten, was der König gesagt hatte, und die erzielte Wirkung war alles andere als die von der Propaganda verfolgte. Desgleichen im Herbst ’89, genau zu der Zeit, als der letzte Kongress der RKP stattfand, stieß ich in der rumänischen Presse zufällig auf aus dem Englischen oder Französischen übersetzte Artikel über die Auswirkungen der „Schocktherapie“ in Polen. Obwohl die Absicht eine propagandistische war, behielt ich vor allem die Tatsache, dass in Polen nicht mehr ein kommunistisches System funktionierte, woraus ich dann, kombiniert mit der Erinnerung an die Schmetterlinge von den Kaugummipäckchen, die mein Vater anlässlich der befürchteten sowjetischen Intervention in Polen mitgebracht hatte, schloss, dass man es dort letztendlich geschafft hatte. Freilich, die Folgen der postkommunistischen „Therapie“ waren erschreckend, und lange Zeit gab es im Nachwenderumänien den Ausspruch: „Gott bewahre uns vor den Zuständen in Polen!“ Wobei

dann ein paar Jahre später Polen von Bulgarien ersetzt wurde. Und siehe da, so gelang es uns, diese Übergangszeit endlos auszudehnen, bis wir letztlich schlechter als Polen und Bulgarien dastanden, bis wir andere dazu brachten, auszurufen: „Gott bewahre uns vor den Zuständen in Rumänien!“ Vielleicht war es gerade diese meine Zurückhaltung, von der ich sprach, und diese Fähigkeit, das Innen wie eine Art Außen zu betrachten, die mir dazu verhalfen, in der Allmächtigkeit jenes Regimes die Zeichen seines Untergangs auszumachen. Ich schrieb damals eine Art Roman, in dem die Personen, zwei Teenager in meinem Alter (zwischen denen sich die unvermeidliche Liebesbeziehung abspielte), die recht naive Idee hatten, dass auf den Kommunismus, gerade seiner offensichtlichen Fehler wegen, ein neues Gesellschaftssystem folgen musste, das irgendwie den Kapitalismus mit dem Kommunismus zu verbinden hatte. Selbstverständlich konnte ich, erst einmal an diesem Punkt angekommen, den Roman nicht mehr fortführen – er landete übrigens kurz darauf im Müll, war er doch in einem unerträglichen Teeniejargon verfasst worden war (der einzige Text aus jener Zeit, den ich aufbewahrt habe, ist ein kleiner Science-Fiction-Roman, der mir auch heute noch sympathisch scheint). Dafür aber war ich daran gegangen, die Geschichtsthemen behandelnden Parteibroschüren, also offizielle Bücher, miteinander zu vergleichen, die mein Vater in den Parteisitzungen bekam: Darin stieß man auf krasse Widersprüche, wie etwa auf die Tatsache, dass die Umwandlung der Sozialdemokratischen Partei in die Rumänische Kommunistische Partei im Jahre 1921 „einstimmig“ beschlossen worden war, um dann aus einer anderen Broschüre zu erfahren, dass die Mitglieder der SDP, die mit dieser Umwandlung nicht einverstanden waren (die folglich keineswegs einstimmig beschlossen worden war), weiterhin als Sozialdemokraten aktiv waren. Seither weiß ich, dass es verschiedene Varianten der Geschichte gibt, zwischen denen wir, je nach der uns interessierenden Ideologie, auswählen können, dass es also keine einzige Wahrheit gibt und noch viel weniger konnte dies jene sein, mit der uns die offizielle Propaganda versorgte. Viel später erst, als ich „1984“ las, verstand ich auch, warum. Ohne Wenn und Aber, die Bücher haben mir dabei geholfen, diesen meinen Sinn für die Verinnerlichung der Welt zu entwickeln, und zwar ganz einfach dadurch, dass sie, träumend oder sich träumen lassend, diese in sich aufnahmen. Ich glaube auch jetzt noch daran, dass ein gutes Buch einem der langen Träume gleichkommt, die man morgens hat, an die man sich, einmal erwacht, zufällig erinnert und die einen erschauern lassen. Die Träume verinnerlichen die Außenwelt oder lassen dieser auf jeden Fall Ausdrucksraum. Ich wurde mir vor einigen Jahren dessen bewusst, dass ich Eingang in eine Sprache gefunden hatte, dass ich begann, diese nachzuempfinden, als ich in jener Sprache träumte. Und genau so weiß ich auch, dass eine Sprache, die auf dem Punkt ist, zu verschwinden, nicht mehr gesprochen, sondern bloß noch geträumt wird. Die Wirklichkeit, in die wir eintreten oder die wir verlieren, ist ein Traum,

und die eigentliche Realität, in der wir uns bewegen, wird erst dann Innenwelt, wenn wir sie träumen, also dann, wenn wir sie verlieren.

Ich fuhr auch in den Jahren nach der Revolution von 1989 fort und fort zu träumen, „Filme auf der Straße zu sehen“. Als diese „Revolution“ stattfand, war ich 14, jetzt bin ich 31, und sie ist noch immer nicht zu Ende. Inzwischen sind weitere Jahrgänge geboren worden, diejenigen, die '89 drei Jahre alt waren, haben bereits wählen können, junge Menschen, die nichts oder fast nichts von dem Irrsinn, der sich Kommunismus nannte, erlebt haben. Ich weiß nicht, inwieweit sie denn noch den Eindruck haben, aus dem Fenster geworfen zu werden, sich auf dem Trockenen zu winden – viele von ihnen empfinden nichts dergleichen, als wären sie direkt als Europäer auf die Welt gekommen (es bleibt aber die Frage, ob man denn als Europäer „geboren“ wird oder erst einer „werden“ muss – so wie auch weiterhin die Frage gilt, was es denn bedeutet, „europäisch“ zu sein?). Andere, eigentlich die meisten haben, gelähmt von der geistigen Armut, die Konsumismus, Globalisierung und, als Folge, Re-Regionalisierung mit sich gebracht haben, überhaupt keinerlei Empfindung mehr. Als ich 1996, als Herderstipendiat, zum ersten Mal die rumänische Grenze überschritt, waren einige der Stereotypen, die uns die kommunistische Propaganda eingebläut hatte, oder von denen, die im Volksmund in Umlauf waren, nolens-volens fest in meinem Hirn verankert – also erwartete ich, eine Art auf den Kopf gestelltes Rumänien vorzufinden, in dem „die Frauen nicht so schön wie bei uns sind“, die Menschen „nur künstliches Zeug fressen“, „der Mensch entfremdet und entmenschlicht ist“. Dies alles sind allerdings so allgemeine Vorstellungen, dass sie in jeder Weise angewendet werden können. Ich bin sicher, die Entdeckung irgendeiner außerirdischen Zivilisation würde uns letztlich auch zu der Schlussfolgerung bringen, dass die „Alienation“ ein Kennzeichen für dieselbe ist (ein verdammt passendes Wort im Kontext). Oder, wie mir ein Schulkollege vor vielen Jahren besorgt mitteilte, als er erfuhr, dass ich nach Konstantza umziehe: „Weißt du, dass es dort eine Mafia gibt und die Menschen einander auf der Straße erschießen?“ Ich glaube, dass die passende Abhilfe dafür gewesen wäre, ihn alleine auf die Straßen von Konstantza zu schicken, um mit eigenen Augen sehen zu können, wie (und ob) denn die Menschen da einander erschießen. Oder ihn im Alter von zwei Jahren alleine in einem Zug zu lassen, um mitzubekommen, wie es ist, wenn man wie ein Fisch aus einem Aquarium geworfen wird. Ihn dazu anzuhalten, sei es auch nur mit dem Finger auf einer Landkarte, eine Grenze zu überschreiten; also in die Welt einzutreten, indem man sie verlässt, um sich von außen zu betrachten und sich dessen bewusst zu werden, was für eine wunderbares Ding es denn ist, all dies zu erleben und man selbst zu bleiben.

Mircea Țuglea

In den Jahren 1996 bis 1998 war Mircea Țuglea Herder-Stipendiat an der Universität Wien. Dort studierte er, nach dem Abschluss seines Anglistik-Studiums im Jahr 1996, Vergleichende Literaturwissenschaft und Germanistik.

Ebenfalls im Jahr 1996 veröffentlichte Mircea Țuglea sein Debüt: Der Gedichtband „Proezia“ (Die Proesie) erhielt den nationalen Preis „Poesis“ für Erstveröffentlichungen. Im Anschluss an sein Studium an der Universität Wien absolvierte Mircea Țuglea einen Master-Studiengang an der Fakultät für Literaturwissenschaft in Constanța. Sein Studium schloss er mit der Diplomarbeit über E.M. Cioran ab,

„Drei Arten Rumäne zu sein“. Neben seinem universitären Werdegang war Mircea Țuglea Chefredakteur und Redakteur mehrerer Literaturzeitschriften und Übersetzer mehrerer Bücher aus dem Deutschen, Englischen und Französischen ins Rumänische. Zur Zeit ist er Doktorand an der Fakultät für Literaturwissenschaft in Bukarest zum Thema „Paul Celan und die rumänische Avantgarde“. Sein Doktorvater ist Univ. Prof. Dr. Marin Mincu, der Herder-Preisträger des Jahres 1996, der Mircea Țuglea als Stipendiaten für das Herder-Stipendium in Wien vorgeschlagen hat.